

(Nachdruck verboten.)

16] Am häuslichen Herd.

Roman von Iwan Frants.

Der Hauptmann saß immer noch isolirt da, immer noch in die Lemberger Blätter vertieft. So lange er sich allein im Saal befand, fühlte er sich unbefangen und ließ sich von der im gewissen Sinne poetischen Stimmung hinreißen, die jene Blätter, oder eigentlich die dort befindlichen Namen in ihm erweckten. Doch der Anblick der Offiziere, die sich sporenklirrend im Saale herumdrehen, mit dem Zeitungspapier raschelten und ihm ins Gesicht blickten, um dann nach verschiedenen Richtungen vor ihm davonzulaufen, raubte ihm bald seine poetischen Illusionen. Was bedeutete dieses Davonzulaufen? War es absichtlich oder zufällig? Die Augen immer aufs Zeitungsblatt gerichtet, ohne etwas darin zu sehen, trachtete der Hauptmann sich einzureden, daß es ein purer Zufall war, daß die Offiziere als zartfühlende Menschen ihn in seinem fleißigen Lesen nicht stören wollten und deshalb sich von ihm fernhielten. Zwar anderen gegenüber übten sie dieses Zartgefühl nicht. Da legt eben einem in die Letztüre vertieften Offizier ein Kamerad die Hand auf die Schulter, beginnt ein Gespräch mit ihm und hindert ihn am Lesen. Nun, zwischen intimen Freunden ist es etwas Selbstverständliches, aber wir sind ja in Wahrheit einander fremd, denkt der Hauptmann, und blickt mit einer gewissen Eifersucht auf diese Beweise einer intimen Bekanntschaft unter den für ihn so fremden Leuten. Es war, als flüsterte ihm etwas ins Ohr: Probir's, leg' die Zeitung weg, ob dann jemand auf dich zukommt. Aber in demselben Augenblicke wurde er von solcher Angst ergriffen, daß niemand es thun, und der Skandal dann offenkundig würde, daß er nicht anzublicken wagte, sich noch tiefer über das Blatt bückte und es, wie einen schützenden Schild mit beiden Händen festhielt. Doch das Anstarren eines ihm gleichgiltigen Blattes, das Schweigen und heimliche Betrachtungen anderer Leute, war eine sehr unangenehme Sache, und wurde ihm für die Dauer unerträglich. Er konnte nicht recht begreifen, was eigentlich mit ihm vorging. Was ihn so furchtsam machte. Warum er sich jetzt nicht von seinem Sitze erhebt und mit der unbefangenen Miene von der Welt auf jene Gruppe dort zuschreitet, die in der Nähe des Ofens Platz genommen, und soeben mit gedämpfter Stimme ein Gespräch beginnt. Von der gestrigen Festlichkeit her kennt er beinahe alle ihre Physiognomien. Sie hatten ja Brüderschaft mit ihm getrunken, konnten ihn also unmöglich von sich stoßen. Was für Grund hätten sie auch, das zu thun? Und dennoch, trotzdem er sich mehrmals Muth zusprach, trotzdem er sich Dummkopf und Feigling schimpfte, war er nicht im Stande, aufzustehen und sich der Gruppe zu nähern. Er fühlte, wie ihm das Blut zu Kopfe stieg, wie es ihm vor den Augen dunkelte, und seine Gedanken sich verwirrten. Nur sein Gehörinn verstärkte sich wunderbar, seine Ohren waren zu Spionen geworden, strengten sich an, um das Gespräch zu belauschen, das am anderen Ende des Saales geführt wurde. Das Gespräch ward immer lebhafter. Die Fluth der Worte wurde hier und da von zynischem Gelächter, groben Späßen unterbrochen, von Geflüster und bedeutungsvollen abgerissenen Ausdrücken der älteren und vorsichtigen Offiziere durchflochten. Der Kreis um den Ofen wurde immer weiter, zahlreicher, fast alle im Lesesaal Anwesenden warfen die Zeitungen weg und näherten sich dem Ofen.

Der Hauptmann saß wie auf glühenden Kohlen. Es schien ihm, daß das ganze Gespräch sich auf ihn bezöge, daß alle nach ihm hinschielen, verächtlich mit den Augen zwinkerten, mit Fingern auf ihn wiesen. Die abgerissenen Phrasen und Worte, die sein Ohr von Zeit zu Zeit auffing, machten auf ihn den Eindruck, als ob man ihn mit glühendem Sprühband auf die bloße Haut prickelte. Er litt unsäglich, sich vergeblich darüber den Kopf zerbrechend, warum und wofür er litt.

Zuletzt begannen einige von den jüngeren Offizieren, die um den Ofen standen, einzelne Sätze und Ausrufungen ganz laut anzusprechen.

„Das kann nicht sein! Das können wir nicht toleriren!“ rief der Eine.

„Aber er weiß wahrscheinlich von alledem nichts!“ beschwichtigte ein Zweiter.

„Was, ist er blind und taub, daß er nicht weiß, was um ihn vorgeht?“

„Nein, einen solchen Herrn können wir nicht in unserer Mitte dulden!“

„Man sollte sich doch vorher überzeugen, ihm die Möglichkeit geben, sich zu entschuldigen.“

Nun entstand ein allgemeiner Lärm. Die Situation des Hauptmanns wurde ganz unleidlich. Mit der größten Willensanstrengung legte er die Zeitung weg, erhob sich und sich dem nächstehenden Lieutenant nähernd fragte, er höflich mit weicher, leicht vibrierender Stimme:

„Entschuldige, Kamerad, daß ich frage, aber von wem ist hier eigentlich die Rede?“

Der Befragte schaute verlegen zu ihm auf und erwiderte:

„Oh, das . . . ist nichts. . .“

„Wozu diese Ausflüchte, Lieutenant!“ sagte ein Infanterie-Hauptmann von gewaltiger Gestalt mit kräftiger Baritonstimme.

„Einmal muß er doch die Wahrheit erfahren. So wisse denn, Angarowicz, daß von Dir die Rede war!“

Ein Donnererschlag bei heiterem Himmel hätte Angarowicz nicht so niederschmettern können, wie diese Worte; obgleich er es schon vorher, ja schon gestern ahnte, daß die Offiziere etwas gegen ihn hatten, so hielt er es doch für eine Eimildung, für etwas Zweifelhaftes, dem man doch nicht Glauben schenken mußte. Doch nun hörte jeder Zweifel auf und die fürchterliche Wirklichkeit schmetterte ihn nieder. Bleich und auf den Fäßen wankend, stützte er sich an eine Stuhllehne und fragte mit gebrochener Stimme:

„Und darf man wissen, was die Herren Kollegen von mir gesprochen?“

„Wir debattirten über die Frage, ob wir Dich noch länger in unserer Gesellschaft dulden können, oder nicht.“

„Mich!“ rief Angarowicz. „Was habe ich denn gethan, daß Ihr mich in Eurer Gesellschaft nicht dulden solltet?“

„Sei nicht böse, Bruder,“ sprach der Infanterie-Hauptmann, „aber Du weißt ja, es kommen im Leben Fälle vor, die auf einen Menschen einen häßlichen Schatten werfen, obwohl er keinen Finger gerührt und auch mit keinem Gedanken an einer Missethat theilgenommen.“

„So fällt also auf mich ein häßlicher Schatten?“ fragte scharf der Hauptmann. „Bitte, mir zu erklären, was das für ein Schatten ist.“

„Wir dachten, daß Du bereits weißt, um was es sich handelt.“

„Ich könnte etwas deraartiges über mich wissen und es wagen, in Euren Kreis zu kommen?“ schrie Angarowicz.

„Nun, Bruder, wir kennen einander wenig,“ jagte einer der älteren Offiziere, „und wenn Du in unseren Kreis mit dem Bewußtsein kommen würdest, daß eine häßliche Geschichte auf Dir laftet, so wäre das freilich nicht schön, aber auch nichts Unmögliches.“

„Für mich wäre es rein unmöglich!“

„Na, es mag wohl so sein! Aber uns schieht es ebenso unmöglich, daß Du's bis nun nicht wüßtest, mit wem Du lebst und wie Du lebst.“

„Was, was, was?!“ rief verwundert der Hauptmann. „Den Sinn dieser Worte verstehe ich absolut nicht.“

„Nun, ich bin nicht verpöndelt, sie Dir zu erklären,“ sagte Befragte sich von ihm abwendend.

„Wie so?“ schrie voll Zorn Angarowicz. „Ihr verdammt mich, meidet mich, wie einen Verpesteten, mit einem Worte ihr sprecht das Todesurtheil über mich und schreitet gleich zu seiner Ausführung und wollt mir nicht einmal sagen, worin meine Schuld besteht?“

Zorn, Entrüstung, die Empfindung erlittenen Unrechts und die Furcht, daß dies Unrecht doch irgendwie motivirt sein mußte, und endlich ohnmächtige Verzweiflung beim Anblick der sich von ihm abwendenden Kameraden wütheten in der Seele des Hauptmanns. Er wußte nicht, was er zu thun, was zu beginnen hatte in dieser schrecklichen Kollision, in die er aus ihm selber unbekanntem Gründen gerathen war.

Große, blutrothe Flecke flimmerten ihm vor den Augen, und er fühlte in den geheimen Tiefen seiner Seele das unbezwingbare Verlangen erwachen, seine Schande, das ihm zugefügte Unrecht reinzuwaschen im Blute des Erstbesten dieser gefättigten, stolzen und für seine Leiden offenbar keinen Sinn habenden Leute.

„Da kommt Redlich“ — sagte einer der Offiziere und fügte zum Hauptmann gewendet hinzu: „Er wird Dir die Sache am besten erklären.“

„Ja wohl“, riefen noch einige im Chor, „und wenn er es nicht thun will, dann wird einer von uns Dir gerne zu Diensten stehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Spaziergänge eines Naturfreundes.

März.

Der Buchenwald vereinigte die Merkmale des Herbstes und des erwachenden Frühlings. Herr Tanzmann stapfte durch das rostbraune Laub, das den Boden mehrere Zoll hoch bedeckte und aus dem die silbergrauen Baumrinden ihre glatten Stämme kräftig gerade in die Höhe streckten. Ihre vielverzweigten Kronen waren noch ganz kahl, und wenn man das Gesamtbild dieses Buchenwaldes mit seiner rostbraunen, raschelnden Laubdecke und seinen hechtgrünen blätterleeren Bäumen auf sich wirken ließ, so bekam man den vollen Eindruck des Herbstes. Aber Herr Tanzmann ließ sich nicht irre machen. Um diese Jahreszeit war er immer sehr poetisch gestimmt und wie ein Spürhund darauf bedacht, die Zeichen des Frühlings zu erspähen. Mit seinem scharfen Blick entdeckte er denn auch sehr bald hier und da ein liebliches, hell veilchenblaues Leberblümchen, das sein zartes Köpfchen auf langen, dünnen Stiele aus der Laubdecke hervorstreckte. Herr Tanzmann betrachtete diese Blume mit besonderer Zuneigung. Sie gab ihm die Gewissheit, daß die Vegetation jetzt mit Macht hervorbrach und sogar schon anmuthige bunte Blumen erblühen ließ. Freilich konnte eine Blume, die mitten im dichten Walde wächst, nur zu dieser Jahreszeit blühen, wo die Bäume noch kein Laubdach besitzen, das alles am Boden befindliche beschattet und erstickt.

Sie sehen daraus, lieber Herr Tanzmann, sagte der Wanderer zu sich, daß man die passende Zeit zum Blühen benutzen muß. Nachher kommt die Finsterniß und die Nacht. Sie haben es freilich in Groß-Berlin nun soweit gebracht, daß sie auch in der Nacht blühen. Dafür lassen sie aber dann auch am Tage die Köpfe und Nerven well hängen wie vertrocknete Kohlrüben.

Nun sah er in einem Gebüsch von wildem Gaißblatt auch die zierlichen Anemonen in voller Blüthe. Dabei schien die Sonne so mildwarm herab, daß Herr Tanzmann seinen großen Calabreserhut vom Kopfe nahm und sich von den vielen Strahlen beschmeißen ließ. Früh war leichtes Frostwetter gewesen, und weißer Reis hatte auf den Fluren gelegen. Aber die Sonne hatte ihn schnell aufgefogen und den Boden weich gemacht. Nun war daraus das lieblichste Märzewetter geworden, eine weiche milde Luft, die erschlaffte und beglückte, und die Sonne schien in zartem, sanftem Lichte aus dem weißverschleierte Blau des Himmels.

Den wirklichen Eindruck des Vorfrühlings bekam Herr Tanzmann aber erst, als er den Rand des Buchenwaldes erreichte, wo dieser in freies Feld überging. Am Waldrande entlang führte eine breite Fahrstraße mit tiefen grasbewachsenen Gräben. Hier brachen aus dem graugelben Rasen eine Menge grüner Stauden mit den mannigfaltig geformten Blättern hervor. Blüthen hatte aber nur das Gänseblümchen, das den Graben mit freundlichen weißen Sternen zierte. Der Waldrand war ein sehr geeigneter Standplatz für eine Menge von Bäumen und Büschen, die im Buchenwalde selbst nicht Licht und Luft genug gehabt hätten und anderwärts dem mörderischen Weile des Menschen längst zum Opfer gefallen wären. An dem Waldrande bildeten sie eine dichte natürliche Fede. Herr Tanzmann konnte bemerken, wie die Knospen von allen diesen Gehölzen schon lebhaft grünten. Die Haselnüsse hatten lange, blühende Röhren, und als er mit der Hand an einen Zweig faßte, brach eine gelbe Wolke von Blütenstaub aus den Röhren hervor. Ein jessendes Bild bot eine alte graustämmige Espe, die dermaßen mit chenille-ähnlichen Röhrenblüthen bedeckt war, daß die Krone des Baumes wie mit rothbraunen Wollstrangen dicht und phantastisch umwickelt schien.

Den sollte man nach Berlin mitnehmen, sagte Herr Tanzmann, ihn auf der Friedrichstraße aufstellen und jeden rathen lassen, was das sei. Wie würden sich die Berliner wundern, daß der Baum nicht aus Brasilien oder aus Japan stammt oder gar aus Kaukasien, sondern von einem Waldrande der Mark Brandenburg.

Von der anderen Seite des Weges her, über den Fluren erklang der unermüdblich trällernde Gesang der Lerchen. Die Thierchen schwebten hoch oben in der blauen Luft in kaum sichtbarer Höhe, und aus ihren Kehlen erscholl es wie ewiger Frohsinn und ewiger Frühling. In den Ackerfurchen liefen geschäftige Wachselszen, mit den Schwänzchen auf und nieder wippend, dahin und suchten Insekten. Nun erklang auch noch der seltsame Refrain eines Finken-

männchens, das immer wieder auf einen entfernteren Baum der Landstraße flog, sobald Herr Tanzmann in seine Nähe kam. Während der Gesang der Lerchen ein ununterbrochenes Trällern war, sang der Fink eine kurze Melodie und wartete dann eine Weile, um das Liedchen von neuem zu beginnen.

Seltam, dachte Herr Tanzmann, könnte man nicht wirklich glauben, was die Dichter sagen, daß die Vögel nur dazu da sind, den Menschen Lieder zu singen? Aber am Ende waren in diesem Falle die Dichter prosaischer als die Wirklichkeit. Daß die Vögel Liebeslieder singen, um ihre Geliebten zu betören, das ist ja frech und unkirchlich, aber tief künstlerisch empfunden von der Natur!

Die Fluren, an denen der Weg vorüberführte, waren theils Roggenfelder, deren junge Saat jetzt einem wunderschönen grünen Teppich gleich, theils Sturzäcker, deren braune Schollen lange unregelmäßige Linien bildeten. Diese Acker schienen allen Pflanzenwuchses zu entbehren, als Herr Tanzmann aber näher zufah, fand er die Erde bedeckt mit den unzähligen unscheinbaren weißen Blüthen des Hungerblümchens.

Da können Sie sehen, Herr Tanzmann, meditierte der Wanderer für sich, es kommt ganz auf den Standpunkt an. Hält man die Nase hoch, so sieht man nichts als ein leeres Feld, bückt man sich aber liebevoll herab, so jubeln Millionen blühender Existenzen einem entgegen — freilich Hungerblümchen!

An der anderen Seite ging der Wald allmählig in eine gemischte Formation über. Es waren viele Kiefern in die Buchen eingestreut, und diese letzteren waren, da wohl der Boden etwas magerer wurde, weniger stark entwickelt als vorher. Einzelne weißstämmige Birken und Ebereschen standen wie Unkraut dazwischen. In der Ferne hörte er einen Specht an einen Kiefernstamm klopfen. Und jetzt wäre er beinahe erschrocken. Mit krachendem Sprunge hatte sich ein Eichhörnchen von einem Ast zum anderen geschwungen, und als Herr Tanzmann nun in die Hände klatschte, konnte er die Akrobatenkünste des flinken Thieres betrachten, welches fliehend mit wunderbarer Geschwindigkeit von Ast zu Ast, von Baum zu Baume sprang. Als darauf fürchterlich schnatterndes Geschrei in der Luft ertönte, da wußte Herr Tanzmann schon genug, noch ehe er die Adaubrüder sah. Aha, die wilden Gänse — natürlich! Er mußte wieder an die Frau Tanzmann denken, seine Mutter, die von Ende Februar bis Ende März, bei jedem neuen Zug von Wildgänsen sagte: Sieh acht, was ich Dir sage. Nun kommt der Frühling ins Land! Er kam auch jedesmal wirklich, darin hatte sie recht; einmal früher, einmal später. Nun flogen die wilden Gänse, in regelmäßiger Keilform, ein Gänserich an der Spitze, schnatternd über den Himmelsbogen dahin.

Grüß Andreä von mir, sagte Herr Tanzmann, wenn ihr wieder in eure nordische Heimath zurückkehrt, und gewöhnt euch das abscheuliche Schnattern ab, das partout zum Frühling nicht paßt!

Besser paßt dazu schon das Gaukelpiel eines Fuchs- und Schmetterlings, den die warmen Märztag zu einem vorzeitigen Ausflug veranlaßt haben mochten. Er schien einer der windigsten Gesellen seiner Art zu sein. Ohne Beständigkeit sah er sich ein Paar Gänseblumen an Beggande an, dann flog er an Herrn Tanzmann's Nase vorbei und dann in weitem Bogen über den Weg und dann war er verschwunden. Er war absolut nicht mehr aufzufinden, obwohl Herr Tanzmann's Augen ihre ganze Ehre einsetzten, ihn zu entdecken. Ohne Zweifel hatte er sich ins Gras geduckt, die Flügel mit den glänzenden Oberseiten zusammengeklappt, daß er aussehen mochte, wie ein weißes Blatt. Nun sollte ihn einer unter den tausenden von Blättern, die im Grase des Beggandes lagen, herausfinden!

Beim Suchen im Grase bemerkte Herr Tanzmann, daß auch das kleine Gethier schon lebendig geworden war. Schwarze Spinnen huschten über das geloe Gras, und aus der Oeffnung eines kleinen sandigen Erdbäuels trugen kleine geschäftige Ameisen Sandlorn um Sandlorn heraus.

Da wo der Wald zu Ende ging, stand ein altes Försterhaus, mit dem eine Gastwirthschaft und eine Schmiede eine kleine Ansiedlung bildeten. Der Garten des Försterhauses zeigte bereits die ersten Spuren der Bestellung. Er war sauber aufgeräumt und die Beete frisch gegraben. Aus dem schwarzen Erdreich guckten bereits die ersten Blätter der Erbsen und Radieschen hervor, die vor einigen Wochen gefäet sein mochten. Herr Tanzmann mußte lebhaft an seine Kindheit denken, wo er jeden Tag einige junge Radieschenpflanzen ausgerissen hatte, um nachzusehen, ob sie schon erkeimt waren. Ehe es aber wirklich soweit kam, waren gewöhnlich die Radieschen zum Entfegen der Frau Tanzmann schon alle herausgezupft. Sie glaubte dann, die Engerlinge hätten sie abgefressen, legte die Brille auf, was sie immer bei feierlichen Gelegenheiten that und sagte: Es kommt eben, wie es kommt. Und kommt nichts, na so kommt eben nichts!

Am den Rändern der Beete standen buschige Stachelbeersträucher, die bereits im zarten Grün der Blätter prangten. Die Johannisbeeren waren noch weit zurück, aber auch an den Friederichsträuchern hatten sich die ersten kleinen Blätter aus den Knospen trieben abgewickelt. Das Anfalligste an dem Garten aber waren die schönen blauen Seißablüthen und die gelben Krotus; die anderen Zwiebelgewächse, die Tulpen und Hyazinthen, die Kinder wärmerer Gegenden, hatten nur eben erst ihre dicken Triebspitzen aus der Erde gefandt.

Das Försterhaus war mit Espen umwachsen und von alten hohen Tannen umrahmt, die diesem Heim Sommer und Winter dasselbe malerische, ein wenig ernsthafte Aussehen verliehen. Eine

alte ehrwürdige Ulme, die an der Straße stand, und die jetzt blüht, bot mit dem zarten hellbraunen Schimmer ihrer Nester ein merkwürdiges Gegenstück zu den düsteren Tannen. Herr Tanzmann stand bewundernd vor diesem alten Baume, dessen Krone jetzt, ohne daß sie Blätter hatte, doch vollständig dicht mit unscheinbaren, aber freilich sehr zahlreichen Blüten besetzt war.

Es ist doch seltsam, dachte Herr Tanzmann, daß niemand unsere Laubbäume zu ihrer Blüthezeit malt. Sollten die Maler nie blühende Ulmen und Pappeln gesehen haben, oder sollten sie wissen, daß jeder, der so etwas auf dem Bilde zum ersten Male sehen würde, sagen könnte: Bäume mit rehsfarbenen, purpurnen und grauen Blättern! Der Kerl ist wohl verrückt!

In den Zweigen der Ulme führten ein paar schwarz-weiße Eistern ein fürchterlich scandalöses Gezänk auf, so daß die Späßen auf dem Staketenzaun des Försterhauses aufhorchten und ein paar Rothschwänzchen sich in die Dachlücken flüchteten.

Das fehlte bloß noch, sagte Herr Tanzmann entrüstet, daß solches Galgengenz hier noch die Singvögel und den Frühling vertreibt und entstellt.

Im ersten Frühjahr war er immer sehr empfindlich und verlangte nur leise Töne und leichte anmuthige Farben. Es half ihm aber nichts. Raun war er aus der Ansiedelung hinaus, so vernahm er von neuem ein aufdringliches Schreien und Schnattern. Und in regelmäßiger Keilform, ein Männchen an der Spitze, zog ein neuer Schwarm Wildgänse nordwärts über den Himmelsbogen dahin. —

Curt Grotteiwis.

Meines Feuilleton.

— Zur Geschichte der Buchdruckerkunst. In Brügge soll ein wichtiges Document zur Geschichte der Buchdruckerkunst entdeckt worden sein, nämlich ein vor der berühmten Mainzer Bibel des Johann Gutenberg (1457 erschienen) gedrucktes Buch. Ein kürzlich erschienenen umfangreiches Werk des Brügger Archivars Gilioberts van Severen beschreibt ein bis jetzt unbekanntes, in der Pariser Bibliothèque Nationale befindliches Buch, das mit beweglichen gusseisernen Buchstaben gedruckt und allem Anscheine nach älter sei als die Bibel von Gutenberg. In diesem Werke: L'oeuvre de Jean Brito, führt der Verfasser aus, daß das Pariser Unicum 1445 zu Brügge durch Johann Brito — der sich auf dem Umschlage als „Bürger von Brügge, Buchdrucker und Erfinder“ vorstellt — unter dem Namen „Doctrinael“, „zur Belehrung aller Christen“ gedruckt wurde. Im Archiv der Stadt Brügge wird Brito „Meister“ genannt. — Ähnliche Versuche, Denkmäler der Buchdruckerkunst über Gutenberg hinaus nachzuweisen, sind beinahe schon oft gemacht worden, aber stets gescheitert. —

c. e. Der Kampf mit dem Unbegreiflichen. Für einen Europäer ist es beinahe sehr schwer, richtig chinesisch zu schreiben, aber fast ganz unmöglich ist es für ihn, die chinesische Sprache richtig zu sprechen. Man weiß ja, daß diese Sprache hauptsächlich aus einsilbigen Worten besteht, die je nach der verschiedenen Akzentuirung, der Athemvertheilung, der Abwandlung und anderen Stimmveränderungen einen anderen Sinn erhalten. Dieselbe Silbe kann sogar nach 15 verschiedenen Arten ausgesprochen werden und hat dann immer eine andere Bedeutung. Wie soll also ein Europäer sich hier zurechtfinden? Dr. Masters, der bekannte englische Philologe, der alle Geheimnisse der chinesischen Sprache ergründet zu haben glaubte, mußte schließlich eingesehen, daß er in dieser Hinsicht manche Enttäuschung erlitten habe. Eines Tages befand er sich auf einem Felde in der Nähe von Peking, und als er einen Bauer vorübergehen sah, sagte er ihm einige Worte, die einen herzlichen Gruß bedeuten sollten; aber der Gelehrte hätte für seine Freundlichkeit keine Begegnung bekommen. Glücklicherweise gelangte man zu einer Verständigung; der Philologe hatte einen Accent an die unrichtige Stelle gesetzt, und sein Gruß hatte sich auf diese Weise in eine schreckliche Verwünschung verwandelt. Noch merkwürdiger war das Resultat, das ein junger englischer Missionar erzielte, der die Gebuld hatte, in Canton acht Jahre lang die chinesische Sprache zu studiren. Als er sie vollständig zu beherrschen glaubte, rief er die Gläubigen zusammen und hielt eine Predigt im reinsten Chinesisch, oder vielmehr in einer Sprache, die er für Chinesisch hielt. Die Zuhörer hörten andächtig zu, aber sie schienen sehr erstaunt und überrascht zu sein. Endlich sagte einer von den Anwesenden zu seinen Freunden: „Sonderbar! Habt Ihr nicht bemerkt, daß die englische Sprache hin und wieder einige Worte aufweist, die dem Chinesischen gleichen?“ —

Theater.

Im Schiller-Theater wurde am Sonnabend zur Feier Ibsen's das dramatische Gedicht „Brand“ aufgeführt. Das wäre die erste Aufführung von „Brand“ in Deutschland. Warum gerade das Schiller-Theater die überflüssige Führung übernahm, ist schwer zu begreifen. Das Publikum des Schiller-Theaters besteht vorzugsweise aus jenen Elementen, über die Ibsen selbst seinen grimmigen Wahn ergoß. Auch im „Brand“. Das satirische Widerpiel zum hochmüthigen Pöbelsbrand wurde in der Aufführung des Schiller-Theaters allerdings nur auf ein paar Andeutungen beschränkt.

Für Ibsen selbst, der doch das Theater auch ein wenig kennt, war die dramatische Form im „Brand“ wohl nur ein Mittel, um

von Fragen und Gedanken, die auf ihn einstürzten, im Gedicht sich zu befreien. Die Norweger nennen „Brand“ ihren Faust. Nun giebt es ja der Fauste so viele, wie es bei Landdichtern die Bezeichnung Schweiz giebt. (Märktische Schweiz.) Auch die Ungarn nennen die Tragödie des Menichen von Madach ihren Faust, und doch ist dies dramatische Gedicht im Wesen eine klapperige, rhetorische Allegorie. An die sinnliche Fülle, an den bestrickenden lyrischen Glanz in der Gretchen-Tragödie darf man nun freilich bei Ibsen's „Brand“ nicht denken. Aber mächtig durch glühenden Kampfeifer bleibt Ibsen's Werk als tiefereisende, selbständige Gedankenrichtung bestehen; und im vierten Akt, der auch das Publikum am lebhaftesten fesselte, ist sie getränkt mit überquellend warmer lyrischer Empfindung. (Weider hörete in diesem Akt die unendlich sentimentalische Weise einer thränenfeligen Schauspielerin.)

In der Heimath des Dichters wird gewöhnlich dieser vierte Akt für sich, losgelöst vom Ganzen, das nun eben nicht in einen Theaterabend gepreßt werden kann, gegeben. Dort allerdings ist „Brand“ ein Volksbuch, sein Problem jedem bekannt.

Dies Problem ist ewiger Natur. Es steigert das individuelle Bewußtsein bis zu den ändernden logischen Folgerungen und setzt es in Widerspruch mit der Gesellschaft, mit der gemeinen Wirklichkeit der Dinge. Daß das Problem in religiöse Beleuchtung gerückt ist, daß Brand, der Wahrheitsucher, ein Pöbelsbrand wird, berührt nach Ibsen's eigenem Bekenntniß nicht das Wesen der Dichtung. Ebenso gut hätte ein Künstler oder ein Forscher in die Tragödie gestellt werden können.

Wir haben eine deutsche Dichtung, deren ethisches Problem an das des „Brand“ erinnert. Die Komödie Grillparzer's „Weß dem, der lügt.“ Es ist ethnographisch interessant, zu beobachten, wie das Problem in weicher, Wiener Luft von Ibsen's Art abweicht. Milde lächelnd giebt der Bischof bei Grillparzer Absolution für die Lüge. Er schließt ein Kompromiß und ist froh, wenn nur „das Unkraut nicht den Weizen überwuchert“. Wo der Gletscherwind weht, sind die idealistischen Dränger auch eisende Geister. Alles oder nichts, sagt Pöbelsbrand. Sich selbst durchsehen oder fallen. Daß er den Weg nicht findet, daß er trotz allem zum Kompromiß gedrängt wird, wenn er seine neue Kirche aufbaut, ist Brand's Tragödie. Die Mutter, sein Weib und Kind hat Brand dahingegeben, und er hat doch nicht die Macht, auf sich allein zu stehen. Er versucht, eine neue Gemeinde um sich zu sammeln.

Gedichte, wie „Brand“ werden merkwürdige Denkmale unserer Epoche bleiben. Ihre Helden sind von i. r. Anrasi. Nie kommen sie dazu, zum Augenblick zu sagen: Verweil, du bist so schön! Freund haben sie sich bemüht und wenn es ans Sterben geht, so wird das Auge nicht durch einen Blick auf gelobtes Neuland erquickt. Von unübertrefflicher Meisterchaft in der Kritik der bestehenden Gesellschaft weisen diese Gedichte nicht in die Zukunft. Sie sind der bitteren Frage voll: Was soll das werden? Und sie geben keine Antwort. Das sind Merkmale einer Zeit, in der unachtsam ausgeräumt und noch nicht nach festen Plänen neu gebaut wird.

Man konnte in den Sonntagsblättern lesen, wie feierlich es im Schiller-Theater gewesen sei und wie die Hörschaft mit begeisteter Andacht den Versen Ibsen's gefolgt sei. Nun ja, etwas wie von dumpfer Ahnung, daß ein bedeutungsschweres Gedicht vorgetragen werde, lag über der Hörschaft, die zudem selbst im trivialsten Blatt gelesen hatte, „Brand“ gehöre zu den größten Produktionen der Gegenwart. Aber von dieser unbestimmten Ahnung bis zum deutlichen Gefühl ist noch ein weiter, weiter Weg; viel zu weit für ein eugbrütiges Publikum. Auf die Darstellung war man sonst im allgemeinen mit Eifer ernach. Der Brand des Herrn v. Winterstein war sogar eine sehr ernsthafte Studie, und Wort und Vers war eindringlich gemeistert. —

Im Neuen Theater wird der neueste Sardou schwerlich alt werden.

Voltaire ist aus der Mode, dafür sind Spulgeister und Gespenster modern. So ungefähr kennzeichnet der Raisonneur in Sardou's „Spiritismus“, der jüngsten Novität des Neuen Theaters, die öffentliche Lage. Dagegen legt Sardou im liberalisirenden Aufklärungsseifer eine Lanze ein. Er wollte den Spiritismus wohl lächerlich machen und aufzeigen, wohin er einen Menschen treiben kann. Darum verfaßte er eins der klüglichen Dramen, das aus der bankrott gewordenen Fabrik Sardou hervorgegangen ist. Es ist eine seltsame Ironie, daß diese Puppenspielerei gerade am Geburtstag Ibsen's gespielt wurde, des Mannes, der die schwersten Hiebe gegen die Puppenkunst geführt hat.

In Paris wurde Sardou's „Spiritismus“ niedergelacht. Darum hat man bei uns dem Stück in der ursprünglichen Fassung das Genick gebrochen und einen andern Kopf aufgesetzt. Das macht dieser Sorte von Stücken nichts weiter, da sie ja doch keine lebendige Seele haben. Der gehörnte Ehegatte bei Sardou steht derart tief in spiritistischen Bahnen, daß er das reuige Weib, das um Verzeihung fleht, für ein Wesen der vierten Dimension hält. (Er mußte nämlich annehmen, sie sei bei einem Eisenbahn-Unglück getödtet worden, während sie in Wahrheit bei ihrem Liebhaber weilte.) Der deutsche Bearbeiter meinte, so närrische Spiritisten giebt es nicht, und so vergiebt der betrogene Gatte auf gewöhnlichem Wege. Kehre zurück, Hulda, es sei Dir alles verziehen!

Es war einer der marktervollsten Abende in diesem Theaterjahr. Das Sonntagspublikum applaudirte trotzdem nach den beiden ersten Akten unentwegt; der Schluß wurde matter aufgenommen.

Sein bischen Schadenfreude hat man übrigens doch. Unsere Theaterdirektoren kämpften in gieriger Konkurrenz um den neuesten Sardou. Sardou's Erste wird auf dem Palm gekauft, und nun das Ergebnis!

Kunstgewerbe.

— Das Preisanschreiben für Stollwerck-Bilder hat zu folgendem Ergebnis geführt. Eingelassen waren 687 Entwürfe. Je einen gleichwerthigen ersten Preis von 1000 M. erhielten die Maler Münzer (München) und Zwintzcher (Weiß); je einen zweiten von 600 M. erhielten 5 Künstler, je einen dritten von 300 M. 10 Künstler. In Form einer ehrenden Anerkennung wurden außerdem 33 Entwürfe der Firma zum Ankauf empfohlen. Die Entwürfe sind in Berlin vom 19. bis 31. März im großen Saale des alten Reichstagsgebäudes öffentlich ausgestellt. —

Psychologisches.

— Geisteskranke und ihre Neigungen. In einem kürzlich erschienenen Buche: „Geisteskranken und ihre Passionen“ theilt ein englischer Nervenarzt einige Fälle von eigenthümlichen feilschen Neigungen Geistesgefährdeter mit. So hatte ein Patient, der sich bereits seit dreißig Jahren in der Anstalt befand, eine ausgesprochene Leidenschaft für die „Banknotenfabrikation“. Tagaus, tagein arbeitete er mit größtem Fleiß an der Herstellung seiner geliebten „Werthpapiere“. Er ging dabei sehr sinnreich zu Werke, indem er ein Stück weißes Papier von der Größe einer Banknote zuerst mit einem „hübschen Rand“, wie er es nannte, versah. Diesen Rand erlangte er dadurch, daß er die Ranten des Papiers auf die erhabenen Randverzierungen eines Buchdeckels legte und mit einem grauen, blauen oder braunen Stift so lange darüber hin- und herstrich, bis sich die Verzierungen reliefartig durchgedrückt hatten. Die mittlere Fläche der Banknote füllte er dann mit Figuren und Arabesken aus, zu denen ihm die verzierten Deckel einiger Blechschachteln als Unterlage dienten. Zuletzt schrieb er in großen Ziffern eine beliebige Zahl von 50 bis 100 in die Mitte des schönen blauen oder braunen Scheines, und die werthvolle „Banknote“ war fertig. Im Laufe der Jahre hatte sich der Vorkath an „Werthpapieren“ dermaßen angeammelt, daß ein großes Repostorium im Zimmer des Kranken damit angefüllt war. Man hatte es einmal gewagt, einen Theil dieser Papiere heimlich beiseite zu bringen, doch war die Verzweiflung des Irren, als er seinen Verlust entdeckte, so groß, daß es niemand mehr übers Herz brachte, dem harmlosen Banknotenfabrikanten einen ähnlichen Kummer zu bereiten.

Der merkwürdige Fall von „Leidenschaft“ zeigte sich bei einem Kranken, der nach dem jäh erfolgten Tode eines nahen Angehörigen wahnsinnig geworden war. Dieser Patient hatte erst wochenlang in tiefster Schwermuth vor sich hingeblickt; eines Tages jedoch bemerkte man, daß sich sein Gesichtsausdruck jedesmal auffallend veränderte, wenn er im Garten der Anstalt einem bestimmten Kranken begegnete. Ein freudiges Lächeln verklärte die schmerzverzogenen Züge des Irren, sobald sein Blick auf die Gestalt des Mannes fiel, der ihm in kurzer Zeit eine unbegrenzte Zuneigung einflößte. Auf Schritt und Tritt folgte der Kranke dem „Ideal“; kaum ins Freie gelangt, spähte der Unglückliche so lange suchend umher, bis er den Gegenstand seiner Schwärmerei gefunden hatte. Befand sich dieser zufällig in einem andern, durch Mauern begrenzten Theil des Gartens, dann verstand der seltsame Irre sehr geschickt, seine Wärter zu täuschen, kletterte gewandt über die Mauern, die ihn von seinem „Ideal“ trennten, und es gelang ihm auch stets, dieses endlich ausfindig zu machen.

Die beiden Irren wechselten nie ein Wort mit einander, auch blieb die eigenthümliche „Schwärmerei“ völlig einseitig, da sich der andere Kranke — ein Idiot — seinem Bewunderer gegenüber äußerst gleichgiltig verhielt, überhaupt gar nicht zu bemerken schien, daß ihm stets jemand wie sein Schatten folgte und all seine Handlungen nachahmte. Steckte der Idiot seine Hände in die Taschen, so that der treue Verfolger dasselbe; gähnte, nieste, hustete oder lachte der eine, so wurde die Handlung sofort von dem andern wiederholt. Der Stand der Dinge blieb über zwei Jahre unverändert, bis der Idiot eines Tages schwer erkrankte und starb. Sein Verfolger suchte in offenbar größter Seelenangst tagelang nach dem Verschwundenen, und als er ihn nicht fand, versiel er in Tobsucht und starb innerhalb weniger Wochen. —

Meteorologisches.

— Ein Nordlicht ist am 15. März abends 7 1/2 Uhr in Osterode beobachtet worden. Der „Königsb. Allg. Zeitung“ wird darüber berichtet: „Seit 7 1/2 Uhr habe ich heute hier ein Nordlicht beobachtet. Es zeigte etwa 80° nach Osten und 60° nach Westen. Der Horizont erschien unten dunkel, wie mit dunklen Wolken bedeckt, in denen jedoch ab und zu an wechselnden Stellen lichte Stellen auftauchten, um plötzlich tiefem Dunkel zu weichen. Darüber lag ein milchiges Segment, in NW bis zur Vega, in NW bis zur halben Höhe der Cassiopeia emporreichend. Die helleren Sterne des Schwanz und der Andromeda hoben sich scharf daraus hervor und durchschimmerten auch deutlich die tiefsten dunklen Schichten; zeitweise war die dunkle Schicht breiter, zeitweise die milchige. Der

schnelle Wechsel von hellen und dunklen Stellen machte an der Scheidengrenze des dunklen und hellen Segmentes einmal zehn Minuten lang den Eindruck, als ob es wetterleuchtete. Die aus dem Segment hervorbrechende Strahlung war meistens gering. Am stärksten zeigte sie sich zu beiden Seiten der Cassiopeia, deren Höhe sie erreichte. Auch links von der Vega sah man einige Male stärkere Strahlenbündel. Nur ganz kurze Zeit schien das ganze Segment zu lohnen. Alles war milchweiß, nur zweimal, um 1/28 und 3/19 Uhr zeigte sich am oberen Rande des hellen Segmentes und in den Strahlen unter der Cassiopeia ein schwacher röthlicher Schimmer. Später verschwand der dunkle Horizont und das Segment war durchweg milchweiß. Um 10 1/2 Uhr war es noch ca. 15 Gr. hoch und ohne jede Strahlung.“ —

Humoristisches.

— Das seltsame Gewerbe. Dem „Eisfasser“ wird folgende Schnurre erzählt: Ein Militärmusiker ist mit einer Schönen aus einem elsässischen Orte verlobt. Die Hochzeit soll in Wälde stattfinden. Jüngst besuchte unser Musiker seine Braut und deren Eltern. Im Laufe des Nachmittags ging er zum Stabesbeamten, um die zur Anfertigung des Aufgebots nöthigen Angaben zu machen. „Was sehn Sie?“, fragte ihn dieser. — „Hoboist“, antwortete der Gefragte. — „Hoboist! hm! Was sehn denn des für a Gewerbe?“, fragte der vorsichtige, in der Führung seiner Akten sehr genaue Mann. — „Ein Hoboist ist ein Tonkünstler“, antwortete lächelnd der Musikerbräutigam. — „hm, hm!“, fing unser Alter an, schob seine große Brille zurecht und betrachtete den vor ihm Stehenden, in dem er (weil in Zivil gekleidet) weder einen Mars- noch einen Musenjünger erkennen konnte, „hm! hm! Also a Tho-ontkünstler sehn Sie. Na, sehner Mann, reds Sie doch nit so verkleinert un sage Sie frant von der Brusch weg, daß Sie G'schirmermacher oder Hafner sehn; s'esch jo a Handwerk, wo mer sich derweije net zu schäme brücht, un mer derß deshalb bim rechte Name nenne.“ —

— Verböferte Eva. „Sie können sich garnicht vorstellen, wie boshaft meine Frau ist! Von der hätte Adam einen Galla-pfel bekommen!“ —

Vermischtes vom Tage.

— Vom „Narrenschiff“ ist bereits der zweite Nebakteur über Bord. Max Osborn theilt mit, daß er zurückgetreten ist, da ein Zusammenarbeiten mit den derzeitigen Verlegern dieses Blattes, den Herren Carl Prebeck u. Co., Papier en gros, leider völlig unmöglich ist. —

y. In der Ortschaft Nigschen (Ostpreußen) erschlug der 22-jährige Sohn eines Stellenbesizers seinen Vater nach einem Wortwechsel mit einer Handpflüge. —

— In Wendisch-Musta (Kreis Sagan) sind zwei Kinder einer Dienstmagd durch Ofenrauch erstickt. —

— Der Berg Kamelik bei Teplitz (Böhmen) ist 20 Meter weit gerutscht. Der Ort Wschelab ist von ihm bedroht. Zwei Häuser sind eingestürzt. —

— In Budapest wurde dieser Tage ein Juwelenbieb verhaftet. Außer originell konstruirten Diebeswerkzeugen fand man 200 — Bistitenkarten mit seinem Namen und folgenden gedruckten Versen: Hier bin ich gewesen, — Hier steht es zu lesen: — Ich reise Franz bin ich genannt, — Ungarn ist mein Vaterland. — Ich reise durch die ganze Welt — Und bleibe, wo es mir gefällt. — Wenn einst in späteren Zeiten — Mein Name wird genannt, — So denk' an mich und sage: — Den Lumpen hab' ich auch gekannt. —

— In Turin wurde ein Professor von seinem früheren Diener überfallen und durch Messerstiche getödtet. Der Mörder erstach sich darauf selbst. —

— In Mizza ist, wie dies fast jedes Jahr zu geschehen pflegt, der Impresario des Opernhauses durchgebrannt. Die Stadt zahlt für die Opernspielzeit eine Beihilfe von 100 000 Fr., außerdem macht der Impresario bei den Maskenbällen während des Carnevals Rieseneinnahmen, aber in der Fastenzeit sind die Einnahmen mager, und da brennen dann die Herren Impresari in der Regel durch. —

— In Venosa bei Neapel erschlug ein Grundbesitzer aus Eifersucht seinen Bruder, einen Priester, und seine Frau mit der Axt. —

— Unerfällige von Zügen, besonders Güterzügen sind jetzt im russischen Weichselgebiet eine häufige Erscheinung. In einer Nacht wurden drei Güterzüge beraubt. —

— Der 70. Geburtstag Henrik Ibsen's wurde in Christiania mit großen Festlichkeiten gefeiert. Der Dichter empfing Glückwünsche vom Storching, von zahlreichen Deputationen, Vereinigungen und Privatpersonen. —

— Die „Petites Affiches“, das verbreitetste französische Annoncenblatt, enthalten folgende Anzeige: Prinz Philipp von Koburg macht bekannt, daß er für die Schulden seiner Frau, geborenen Prinzessin von Belgien, keine Verantwortung übernimmt. —

— Die längste direkte Telephonlinie wurde jetzt zwischen Chicago und New-York vollendet. Sie hat eine Länge von 1520 Kilometern und ist oberirdisch an 42 000 zwölf Meter hohen Pfählen hingeführt. —